

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 292.

Donnerstag, 13. Dezember.

1928.

6. Fortsetzung

Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Hier versuchte der Fremde wiederum den wilden Mann zu spielen; aber Herbert war seiner Sache nun mehr zu sicher, um sich durch die Aussfälle des andern einschüchtern zu lassen.

„Und es ist doch mein Pelz!“ schrie jener, blau vor Wut.

„So werden Sie auch wissen, an welcher Stelle zwischen Stoff und Pelz ein Erkennungszeichen eingeschlagen ist und welche Buchstaben darauf eingezeichnet sind“, entgegnete Herbert.

Die Hände des andern glitten rasch und suchend an dem Pelz hin und her. „Was haben Sie daraus zu sagen?“ fragte der Wachhabende.

„Nichts — weil der Kerl dummes Zeug redet.“

Der „Kerl“ wird es Ihnen zeigen, gab Herbert zur Antwort. Er zeigte rasch auf eine Stelle in dem jedoch umstrittenen Kleidungsstück. „Hier . . . trennen Sie hier einmal die Naht auf, Sie werden dann ein Löffeläppchen mit dem Buchstaben E. M. G. finden.“

„Ich habe aber den Pelz gekauft!“

„Von wem?“ fragte der Beamte.

„Das weiß ich nicht mehr.“

„Aha! . . .“

Seinen eigenen Namen weiß er scheinbar auch nicht mehr, unterbrach da Herbert, der nunmehr mit seinem letzten Trumpf herauskommen durfte, die verständnisvolle Heiterkeit der Wachmannschaft erregte. Er hat sich hier als Erwin Neutöter legitimiert, in Wirklichkeit heißt er Otto Droege.“

Sein Gegner starrte ihn wie entgeistert an.

„Woher wissen Sie das . . . ich meine, wie kommen Sie auf eine so verrückte Idee?“ fragte er schließlich.

„Hat der Herr recht oder nicht?“ fragte der Wachmeister.

„Einerlei, wir werden die Angelegenheit untersuchen müssen, und zwar sofort. Sie . . .“ wandte er sich an Herbert. „. . . müssen ebenfalls solange hierbleiben.“

„Ich füge mich ohne weiteres. Außer meiner Personensinhaberin, Frau Landgerichtsrat Brügge, werden die Herren Direktor Bindewald und Sohn . . . hier ist deren Adresse . . . mit Vergnügen meine Identität feststellen. Wünschen Sie noch mehr Entlastungszeugen von Ansehen?“

„Danke, es genügt. — Und Sie“, wandte er sich an den Fremden, der einen ziemlich kleinlauten Eindruck machte. Die Frage wurde mit einer wegwerfenden Handbewegung beantwortet.

Zwei Beamte wurden zur Feststellung der Angaben fortgeschickt, der Raum war einer wohltätigen Stille gewichen. Eine Feder knirschte dann und wann, das Telefon schrillte, als dann wieder Ruhe herrschte, murmelte Herr Droege mit empörter Miene „Freiheitsberaubung . . . unerhört . . . aber niemand achtete seiner.

Nach einer Stunde kam einer der Beamten zurück mit dem Bescheid, daß es in der Deichstraße 18 einen Gustav Neutöter gar nicht gebe, daß aber die Personal-

beschreibung des Bohnenweg 18, Erdgeschoss links, wohnhaften Otto Droege genau mit der des Arrestierten (damit zeigte der Beamte auf den Gefenzeichen) haarscharf passte, worauf der somit überführte einen Wutanfall bekam. Der Pelz wurde ihm abgenommen, er selbst in ein dürtig erhelltes Verlies gebracht, wo er die Nacht verbringen sollte.

„Sie können gehen“, bedeutete der Wachmeister Herbert. „Den Pelz müssen wir natürlich hier behalten.“

„Es ist wohl besser, wir warten das Erscheinen des anderen Beamten ab. Möglicherweise kommt Herr Direktor Bindewald gleich mit, ich möchte nicht, daß er sich umsonst bemüht hat.“

Seine Vermutung war richtig. Bindewald, der Schlimmes befürchten mochte, betrat in großer Erregung die Wachstube.

„Mein Gott, was machen Sie für Geschichten!“ rief er Herbert zu.

„Möchten Sie nicht sagen, wie ich heiße, wer meine Eltern waren, wie sie heißen?“ fragte Herbert mit einem humoristischen Lächeln. „Wenn Sie es nicht können, Herr Bindewald, wartet meiner ein sehr ungemütliches Nachtlager und ein unangenehmer Zellenbesuch.“

Bindewald atmete erleichtert auf. Seine Angaben deckten sich natürlich genau mit den im Protokoll stehenden, worauf er mit seinem Schützling die Wache verließ. Draußen sagte er:

„Gott sei Dank! . . . Meine Frau fiel beinahe in Ohnmacht, als der Uniformierte wissen wollte, ob wir Sie kennen, und Ruth . . . das arme Kind, weinte. Aber nun kommen Sie, wir trinten irgendwo einen Cognac, damit ich nach Hause telephonieren kann.“

Sie sahen hernach noch ein halbes Stündchen zusammen und trennten sich dann: der eine wohlgezaut, der andere von schweren Gedanken geplagt. Herbert lag, als er gegen Mitternacht zur Ruhe gegangen war, noch lange wach. Irgendeine Stimme in ihm warnte vor dem Weiterstreiten auf einer Bahn, die mit Fallstricken aller Art bedeckt war. Was ging ihn das fremde Mädchen an? . . . Er hatte jetzt die Aussicht auf Wiedererlangung seines Pelzes, und auch die Uhr würde sich wohl noch anfinden — was wollte er noch mehr?

Aber dann meldete sich ein anderes Empfinden, und es war stark genug, den fühlenden Verstand zu verdrängen. Thea — Ruth: zwei Mädchengestalten traten aus der Kulisse und standen dicht nebeneinander im hellen Rampenlicht. Sie verwischten sich dann, wurden zu eins und geleiteten den Eingeschlafenen ins Reich der Träume.

6.

Am nächsten Vormittag wurde Herbert zu einem der Direktoren der Bank gerufen.

„Nehmen Sie Platz, Herr Godebrecht“, sagte der Direktor, ein Herr von vielleicht sechzig Jahren, nachdem er mit Herbert einen Neujahrsgruß getauscht hatte. „Haben Sie die Feiertage gut verlebt?“

„Danke, ja, Herr Direktor.“

„Wie lange sind Sie nun eigentlich schon bei uns?“

„Östern werden es fünf Jahre.“

Der Direktor nickte. „Ja, die Zeit fliegt“, bemerkte er dann seufzend. Sie kamen frisch von der Universität, den Wunsch Ihres vortrefflichen Vaters, einige Semester Jura und Nationalökonomie zu studieren, hatten sie getreulich erfüllt, sein zweiter Wunsch, den er in seinem Testament geäußert: daß unser Institut, dem er selbst fast drei Jahrzehnte gedient hatte, Ihre Arbeitskraft beanspruchen möchte, wurde von uns verwirkt.“

Herbert erhob sich und reichte dem Direktor impulsiv die Hand.

„Ich danke Ihnen auch jetzt noch dafür“, sagte er bewegt.

„Was soll ich viele Worte machen, Herr Godebrecht; die Direktion hat beschlossen, Ihnen die Leitung der Abteilung Devisen zu übertragen und Sie in die Reihe der Kollektivprokuristen aufzurüden zu lassen; Herr Fritsche, dessen Posten Sie übernehmen, wird anderweitig eine ihm zukommende Stellung erhalten.“

Unter andern Umständen hätte Herbert diese Auszeichnung mit Freude, aber auch mit Gelassenheit entgegengenommen; im Augenblick benahm sie ihm beinahe die Fassung. Er wurde so bleich, daß der Direktor besorgt fragte:

„Was ist Ihnen denn? . . . Sind Sie krank?“

„O nein, Herr Direktor“, lautete die hastige Antwort.

„Liebeskummer?“ fragte der Direktor lächelnd. „Mein Gott, Sie sind in den Jahren, und dank der Sparsamkeit und der Fürsorge Ihres Vaters sind Sie das, was man eine gute Partie nennt. Man umwirbt Sie, und Sie wissen nicht recht, nach welcher Seite die Entscheidung fallen soll; habe ich recht? Herr Godebrecht“, fuhr er nach kurzem Abwarten fort, „Sie dürfen in mir nicht nur den Vorgesetzten sehen, sondern auch den teilnehmenden Freund; ich war durch die leitwillige Bestimmung Ihres Vaters drei Jahre Ihr Vormund.“

„Ich weiß nicht, was mit mir ist“, erwiderte der junge Mann, nachdem er sich mühsam gesammelt hatte, „wenn ich zehn Minuten Ihrer Zeit in Anspruch nehmen darf, Herr Direktor?“

„Sprechen Sie.“

Als dann der Direktor sehr tiefe Einblicke in das ungeklärte Innere dieses stillen, gelebten, pflichttreuen jungen Menschen gewonnen hatte, sah er sehr ernst drein.

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Godebrecht. Aber ich meine, die Wahl kann Ihnen nicht schwer fallen. Direktor Bindewald ist mir persönlich bekannt — und von der vorteilhaftesten Seite, wie ich hinzusehen möchte —, seinen Sohn sah ich gestern noch im Stadttheater dirigieren — ein zweiter Nitisch, wie meine Frau meinte. Na, und wenn die Tochter des Hauses auch nur annähernd die Charaktereigenschaften des Vaters besitzt, dann rate ich Ihnen: Fadeln Sie nicht lange!, nach Ihrem eigenen Worte bekommen Sie sogar eine ideale Schwiegermutter obendrein.“

„Und die andere — die Tochter des Althändlers?“ fragte Herbert mit gerötetem Gesicht.

Das Tischnetelephon ging, der Direktor mußte ein kurzes Gespräch führen; unterdessen hing Herbert sehr unerfreulichen Gedanken nach. Es ging ordentlich ein Ruck durch seinen Körper, als der Direktor sich ihm wieder zuwandte.

„Ich bitte Sie, Herr Godebrecht, begehen Sie keine Torheit. Was kann Ihnen ein wildfremdes junges Mädchen sein! . . . Sie ist in einem ganz anderen Kreise aufgewachsen, steht Ihren Interessen fremd und verständnislos gegenüber.“

„Das weiß man doch nicht, Herr Direktor!“

„Man weiß es nicht, sagen Sie, folglich können Sie meine Behauptung auch nicht widerlegen.“

Herbert kämpfte mit sich. „Ich habe Mitleid mit dem Mädchen“, sagte er dann.

„Mitleid ist nicht Liebe.“

„Ich habe in jungen Jahren, auf der Universität

und auch später, meine eigene Einsamkeit schmerzlich genug empfunden“, fuhr der junge Mann mit bebender Stimme fort. „Meine Studiengenossen hatten Eltern, Geschwister, sie erhielten Briefe von zu Hause, sie verbrachten ihre Ferien daheim — ich habe das alles entbehren müssen. . . O, ich weiß wohl, daß ich in peinlicher Hinsicht durchweg besser dran war als sie, aber meine Mittel — ich hatte mehr als tausend Mark im Monat zur Verfügung — konnten das Fehlende nicht aufwiegen . . . Vereinsamung begünstigt oder wekt überhaupt erst tieferes Nachdenken. Was war natürlicher, als daß sich meine Gedanken jenen zuwandten, die, wie ich, unter irgendeinem Druck standen, und daß ich mir gelobte, nicht achthlos an Menschen solcher Art vorüberzugehen, wenn sie mir einmal begegnen sollten.“

Der Direktor sah den Erregten lange schweigend an.

„Diese Empfindung kann Sie nur ehren, Herr Godebrecht“, sagte er endlich; „aber ich kann Ihnen nur wünschen, daß Sie nie enttäuscht werden möchten.“ Er stand auf, Herbert ebenfalls. „Noch einmal: Vergessen Sie nicht, daß ich jederzeit für Sie zu sprechen bin, auch in privaten Dingen.“ Herbert ergriff die dargebotene Hand und verneigte sich tief, dann schloß er die Tür hinter sich.

(Forts. folgt.)

Ombascha Ululu.

Von Richard Huessenbeek.

Der Tallyclerk Zacharias, der eine Zeitlang Pflanzungsassistent auf der Farm Keelmannshov bei Port Amelia gewesen war, hatte mich auf Ihre Majestät aufmerksam gemacht. Wenn ich eine Woche Zeit habe, hatte er gemeint, lohne es sich unter allen Umständen, Ombascha Ululu zu besuchen, sie sei eine der wenigen mit einer gewissen Souveränität umkleideten Sultaninnen, die sich trotz zunehmender Einflüsse der Zivilisation zu behaupten wüsten. Sie war geradezu verrückt darauf, weiße Fremde zu empfangen, und wenn ich ihr eine Kleinigkeit mitbringen wolle, würde die ganze Sache für mich sicherlich ein amüsantes und immerhin nicht gewöhnliches Erlebnis sein.

Nun ist es schwer, in Port Amelia, diesem ärmlichen, auf ein fahles Hügelchen geplanzten Häuserhaufen, ein Geschenk zu finden, das die Gnade einer Sultanin finden könnte, die von unserer Zivilisation Wunderdinge erwartet.

Da war ein Shov für Ochsenziemer, einer für Strümpfe und Schuhe, hier konnte man Schnaps, dort Getreidesamen kaufen . . . aber wo fand sich ein Geschenkhaus für Damen? Ich dachte voll Sehnsucht an die Reihe strahlender Geschäfte am Kurfürstendamm — ein Kästchen mit Parfümerien, ein billiger Schmuck, eine Nodierung, eine Handtasche aus feinem Leder.

Nach langem vergeblichem Suchen stand ich im Hause eines portugiesischen Bekannten ein abgelegtes Maskenkostüm, das — man sah — eine Schweizer Sennnerin vorstellt. Es bestand aus einem roten Rock mit einem schönen, breiten, aufgenähten Band, einem Leibchen, das mit Tüll und Spiken sart verziert war, und einem Paar weicher gewirbelter Strümpfe.

„Ston, Doktor“, sagte Zacharias, „hier ist das Richtige.“

Mit einem Gefühl, das aus Unbehagen, Heiterkeit und Neugier merkwürdig gemischt war, packte ich das Senninnenkostüm in eine sorgfältigste Pappe und vertraute es meinem Bon als besondere Kostbarkeit an. Das Automobil stand schon bereit, ich vergaß nicht einen photographischen Apparat mitzunehmen, Zacharias machte eine lächelnde Verbeugung, jemand griff grüßend an seinen Tropenhelm, und wir ratterten los.

Von den Abenteuern, die wir auf der Fahrt erlebten, will ich hier nicht berichten; nach zweitägigem Gehumpel durch die Steppe kamen wir mit zerstörten Pneumatiks und erschreckend reduzierten Benzinvorräten vor der Siedlung der Ombascha Ululu an. Nachdem ich eine Puffotter aus dem Kühler entfernt und das Loch, das die Sonnenglut in den Wachstuchüberzug der Hinterseite brannte, mit einem breiten Leukoplaststreifen genäht hatte, gedachten wir einen würdigen Einzug zu halten. Die Bevölkerung, die hier noch wenig Automobile gesehen hat, kam mit lautem Gebrüll auf uns zugestürzt, hing sich hinten an den Ersatzreifen, stürmte die Trittbretter und machte von uns verzweifelt abgewehrte Anstrengungen, der Seele des merkwürdigen Fahrzeuges auf die Spur zu kommen. Schließlich kam ich auf die Idee, die Hupe laut und wütend erschallen zu lassen, worauf die ganze Bande unter Gehens die Flucht ergriff.

Nach einer weiteren Viertelstunde, als unsere Räder fast

schon die ersten Basthütten des Dorfes berührten, kam uns ein würdiger, alter Mann entgegen. Er ging gebeugt, stützte sich auf einen Stock und trug — es konnte kein Zweifel sein — eine Brille. Im übrigen glaubte er, durch einen Lenden- schurz ausreichend gegen die Umbilden der Witterung geschützt zu sein.

Dieser Mann, der mir durch mehrmaliges Klopfen auf seinen Brustkasten und durch einige gutturalen Laute seinen Namen nannte (ich habe ihn leider vergessen), war der Minister der Ombascha Ululu. Zacharias hatte mich schon von seiner Existenz in Kenntnis gesetzt, nicht ohne hinzuzufügen, daß man ihm gegenüber eine offene Hand haben müsse, sollte man bei Ombascha Ululu mit Ehren empfangen werden.

Ich erkundigte mich durch meinen Dolmetscher nach der Majestät, ließ ihr alles Gute wünschen und fragte, ob sie einem weichen Verehrer aus dem fernen, mit Geschenken reich gesegneten Europa gestatten wolle, ihr seine Reverenz zu machen. Der Minister mit dem Lenden- schurz verließ in tiefes Nachdenken (ein Geschäftsstück, auf den ich auch durch Zacharias aufmerksam gemacht worden war); ich wartete eine Zeitlang, ohne eine Miene zu verzieren.

Ihre Majestät sei nicht wohl und könne niemand empfangen.

Ich zog eine Kiste Zigarren und eine (mehrfaß ge- füllte) Maccounterhose aus der Tasche.

Majestät sei bei der Feldarbeit und könne niemanden empfangen.

Ich legte noch ein Paar von mir längst abgelegter Strumpfhänder zu. Dann ging alles glatt und nach einer weiteren Viertelstunde sahen wir Ombascha Ululu gegenüber.

Ombascha Ululu war eine Dame von mehr als vierzig Jahren, großer, kräftiger Statur und einnehmendem Gesichtsaugen. Diese konnten sich allerdings, wenn ihr irgend etwas nicht passte, plötzlich verfinstern und ein wenig von der Grausamkeit annehmen, die man bei so naturnahen Souveränen zu finden gewöhnt ist. Obwohl Ombascha Ululus Reich im Ryassaland lag und der portugiesischen Herrschaft unterstand, kam doch sehr selten ein Regierungsbeamter zu ihr, sie schaltete nach Gedanken und wußte sehr genau, daß ihre Herrschaft sich so lange hielt, wie sie die Steuern richtig nach Port Amelia abführte.

Das Sultanat der Ululu wurde teilweise matriarchalisch regiert, die Kinder erhielten ihre Namen von der Mutter, nur die Mädchen waren erbberechtigt, aber dadurch, daß die Männer allein Waffen trugen und alle einflussreichen Stellen bei Hof mit Männern besetzt waren, gab es einen Machtausgleich zwischen den Geschlechtern, der der allgemeinen Ruhe sehr günstig kam.

In der letzten Zeit suchten viele Fremde, die von den merkwürdigen sozialen Zuständen und der liebenswürdigen Herrscherin gehört hatten, das Sultanat auf. Ihre Majestät wurde mit Geschenken überhäuft und der Minister mit der Brille und dem Lenden- schurz gebärdete sich von Tag zu Tag arroganter. Zacharias meinte, wenn der Zustrom anhielte, könnten die Neger bald ihre Landwirtschaft aufgeben und vom Fremdennepp leben. Zacharias, dem die Trovessonne seit zwanzig Jahren auf den Schädel brannte, gefiel sich darin, zu übertreiben.

Ombascha Ululu empfing uns mit ihren Lieblings- worten: „Comme si, comme ça . . . oh — lala.“

Im Anfang ihrer Laufbahn hatte sie dies von einem französischen Reisenden gehört, mit der Zeit hatte man aus oh lala „Ululu“ gemacht, das Wort Ombascha bedeutet in Kisuaheli Unteroffizier.

Unteroffizier Ululu blieb ihr Spitzname, und obwohl ich mehrere Jahre nichts von ihr gehört habe, glaube ich nicht, daß sich daran etwas geändert hat. Sie sah uns auf einem Leovardenfell mit getrennten Beinen gegenüber; der Minister hatte sich an der Tür vorbeiert und ließ hin und wieder ein beßliches Grunzen hören. (Nachdem er die Maccounterhose eingestrichen hatte, war er von einem strengenlosen Wohlwollen für uns erfüllt.)

Das Gespräch ging hin und her und wurde öfter von einem „comme si, comme ça“ unterbrochen. Die Sultanin erkundigte sich nach dem Fortschritt in Europa, und wir revanchierten uns durch ein eingehendes Interesse an ihrer Mäisernte. Am Ende konnte durch eine stets sich steigernde Unruhe der beleibten Dame aber doch nicht verborgen bleiben, daß das Wesentliche in unserer Diskussion — der nervos rerum — noch nicht berührt worden war.

Ich hielt meine Pappschachtel in der Hand, drehte manchmal unruhig den Finger um die Kordel und dachte entsezt daran, was sich begeben könnte, wenn das Sennentrink kostüm zum Vortheile kam. Verlegenheit hinderte mich, zu einem Schluß zu kommen, als schließlich Ombascha Ululu ohne Umschweife fragte, was ich ihr mitgebracht habe. In diesem Augenblick entfuhr dem Minister ein gefährliches Grunzen und das Herz sank mir ziemlich tief in die Gamashen. Ich stellte meine Pappschachtel auf das Leo-

vardensfell, ein Messer war zur Hand, es rasselte und rauschte und Ombascha beugte ihren fetten, braunen Körper weit vor.

Die Sache endete damit, daß Ombascha Ululu mit zahlreichen „comme si und comme ça“ darauf bestand, die von mir geschenkte Robe gleich anzuziehen. Sie sei bisher nur im Besitz einiger Kattunavelaps und voller Begierde, ein richtiges europäisches Damenkleid zu probieren. Gesagt, getan. Sie begann sogleich, ohne auf unsere Gegenwart Rücksicht zu nehmen, die Umkleidung vorzubereiten, indem sie an den Spangen ihrer Gewandung nestelte. Uns ergriff ein Schreck, wir erhoben uns, nahmen den Türvorhang in die Hand und stürmten auf die Dorfstraße. Nach fünf Minuten holte uns der alte Minister grinsend wieder herein. Was ich jetzt sah, gehört mit zu dem Grotesksten und vielleicht Tragischsten, das mir in meiner langen Laufbahn als Weltreisender vorgekommen ist.

Ombascha Ululu stand da in der Glittertracht einer auf modisch gestarteten Schweizer Sennertin, ihre breiten Hüften drehten sich krachend in dem zerschlissenen Stoff, ihre Brust mußte die Lätzchen und Bänderchen jeden Augenblick sprengen, und, um der Sache die Krone aufzusezen, hatte sie die Strümpfe wie lange Handschuhe auf die Arme gezogen. Der Minister bewegte sich um sie wie eine Modistin, zupfte hier und da und strich gefällig an dem Rock herunter. Ein Blick genügte, um mir zu sagen, daß Ombascha Ululu höchst zufrieden war; ihre großen, braunen Augen strahlten.

Nach einem anfänglichen Staunen, das uns in eine wortlose Erstarrung verleitete, wurden wir von der Komik überwältigt; ich konnte mich nicht gegen die Heiterkeit wehren, die mich einfach nahm und durchschüttelte, so, wie man von einem Wind durchgeschüttelt wird. Wie man sagt, wir hielten uns den Bauch; wir stießen laute Entzückungsschreie aus, wir quierten und johlten, indem wir von einem Fuß auf den anderen hüpfen.

„O ulala . . . o ululu . . . das ist ein starkes Stück, meine Herren.“

Ombascha Ululu legte die Schweizer Kleidung nicht ab, so lange wir uns bei ihr aufhielten, ihre Untertanen folgten ihr und uns in tiefster Verehrung. Wir begaben uns in feierlicher Prozession zu meinem Wagen, ich mußte der hohen Dame alles erklären, so weit sie die zahlreichen Wunder begreifen konnte.

Als wir abfuhrten, nahm ich sie eine kurze Strecke mit, aber schon nach einigen hundert Meter begann sie aus vollem Halse zu brüllen und die Dorfbewohner stürzten in drohender Haltung hinter uns her.

Vielleicht denkt sie, wir wollen sie entführen.“

Noch von weitem winkte uns der rote Rock eine groteske Urwaldepisode zu. „Comme si, comme ça . . . wie man es auch nehmen mag . . . eine stramme Person.“

Das war das endgültige Urteil und wir stießen uns eine Zigarette an.

Scherz und Spott



Optische Zugbeeinflussung.

Die selbsttätige Halterzwingung fahrender Eisenbahnzüge bei Haltestellung des Hauptsignals beschäftigt die Eisenbahntechniker und einen großen Kreis außenstehender Fachleute schon seit Jahrzehnten. Die Zahl der vorgeschlagenen Lösungen ist denn auch eine ganz außerordentlich hohe. Zu den mechanischen Fahrwerken, wie sie bei uns bisher erst bei Untergrund- und Hochbahnen und auf vereinzelten Vorortstrecken eingeführt wurden, haben sich in den letzten Jahren verschiedene elektromagnetische Vorrichtungen gesellt, die von jedem mechanischen Anschlag Abstand nehmen. Ein auf der Strecke angeordneter Gleismagnet beeinflusst dabei einen unter der Lokomotive befestigten Magneten, der auf gleiche Frequenz abgestimmt ist. Ist der Gleismagnetkreis bei entsprechender Stellung des Signals geschlossen, so tritt Resonanz ein; bei geöffnetem Gleismagnetkreis bleibt diese Wirkung aus. Auch die drahtlose Technik ist in den letzten Jahren in den Dienst der Zugförderung gestellt worden; die Versuche mit all diesen Systemen sind bisher noch nicht zum Abschluß gekommen.

Zu den bisherigen Vorrichtungen gesellt sich nun eine weitere, die das Ziel auf optische Weise erreicht. Bei mehreren tausend Versuchen, die auf Veranlassung des Erfinders, des Münchener Reichsbahnrates Dr.-Ing. W. Bäjeler, im Bezirk der Reichsbahndirektion München angestellt worden sind, hat diese optische Zugbeeinflussung ohne jeden Versager gearbeitet. Die Grundidee dieser neuen Sicherung ist sehr einfach. Ein auf der Lokomotive angeordneter Scheinwerfer wirft einen Lichtstrahl in Richtung der Fahrt und dabei zugleich ein wenig nach oben. Ein am Signal befestigter Spiegel besonderer Form, ein sogen. Raumspiegel, wirft den Lichtstrahl genau in die Richtung zurück, aus der er den Spiegel traf. Eine dicht neben dem Scheinwerfer angeordnete Selenzelle wird durch den zurückgeworfenen Lichtstrahl in ihrer elektrischen Leitfähigkeit verändert. Ein die Zelle durchfließender Strom wird hierdurch so weit verstärkt, daß er imstande ist, einen anderen Stromkreis, der mit Ruhestrom arbeitet, zu unterbrechen. Die Unterbrechung des Ruhestromkreises bewirkt alsdann die Bremse des Zuges. Steht das Signal auf freie Fahrt, dann wird der Spiegel verdreht; er kann also den Lichtstrahl des Scheinwerfers nicht zurückwerfen und die Bremse wird deshalb von der Sicherungsvorrichtung aus nicht betätigt. Da der Apparat bisher alle Proben sehr gut bestanden hat, so soll seine versuchsweise Einführung in die Praxis zunächst auf der Strecke München-Freising und Zossen-Eslerwerda vorgenommen werden.

Die Meudler-Elektrofütterung

vappe werden je nach dem Verwendungszweck flach (bei Saatbeeten) oder hochkant (bei Pflanzen mit starker Vertikalwurzelbildung) in den Boden verlegt. Eine automatisch wirkende Schaltanlage verhindert zu starke Erwärmung der Pappo. Die bisherigen Versuche mit der elektrischen Bodenbeheizung haben so gute Resultate ergeben, daß eine umfassende Verwendung des billigen Netztromes zu erwarten ist.

Wird der Hochofen verschwinden?

Die neueren Bestrebungen einzelner Eisenhüttenmänner laufen darauf hinaus, die unmittelbaren Eisengewinnungsmethoden unserer Altvordern wieder zu Ehren zu bringen, indem sie den das Endprodukt verteuern den Hochofen gänzlich ausschalten trachten und aus den Eisenerzen das Eisen ohne die Zwischenstufe des Roheisens zu gewinnen versuchen. Der französische Ingenieur Basselt hat ein Verfahren ausgearbeitet, wonach die Eisenerze in einem Drehrohoven durch eine nur bis zu Kohlenoxyd verbrennende Kohlenstaubflamme reduziert und geschmolzen werden. Dieses Verfahren der flüssigen unmittelbaren Eisengewinnung scheint bisher die Hoffnungen des Erfinders noch nicht ganz erfüllt zu haben. Zufriedenstellender dürften indessen zwei schwedische Verfahren arbeiten. Bei dem von Edwin werden die Eisenerze im elektrischen Lichtbogenofen zum Schmelzen gebracht, es entsteht somit ein flüssiger Stahl; bei dem Wiberg-Verfahren wird hingegen nur eine Art Eisen schwamm gewonnen, der dann zu einem Sonderstahl weiterverarbeitet wird. Gewonnen wird der Eisen schwamm in einem 7 Meter hohen Schachtofen, in dem die zerkleinerten Erze nacheinander durch die Zonen der Vorwärmung, des Röstens und der Reduktion wandern. Der so entstehende Eisen schwamm wird an der Ofenöhle abgezogen.

Bei dem Verfahren des Bureau of Mines in Amerika werden zerkleinertes Erz und Magerlohe in einem Drehrohoven durch Innenheizung erhitzt und das Erz reduziert. Der Drehrohoven besteht aus einem weiten und einem engen Teil. Von der weiten Seite her wird er durch eine Blaebüchse flammbeheizt; von der engen Seite her erfolgt die Beschickung. Der gebildete Eisen schwamm läuft unter Luftabschluß ab und wird magnetisch geschieden. Bei dem Verfahren des Engländer Hornsey dienen drei übereinander liegende Drehrohoven der unmittelbaren Erzeugung des Eisens. Im ersten Ofen wird das Erz durch Abgas erhitzt und geröstet, im zweiten Ofen, der mit Innenheizung ausgerüstet ist, wird Kohle hinzugegeben und das Erz reduziert, im dritten wird das Eisen gefüllt, und wandert dann zum Magnetscheider. — In Bochum ist vor nicht zu langer Zeit eine Eisen schwamm gefellschaft m. b. H. gegründet worden, die das „Norst-Stahl“-Verfahren (nach Wisberg und Edwin) verwerten will. Ob die unmittelbare Eisengewinnung aus Eisen einst so weit führen wird, daß der Hochofen als überflüssig verschwindet, vermag heute noch niemand vorauszusagen.

Wurst in Seide.

Cellophandarm als Erfaß für tierischen Darm.

Das seit Jahren verfolgte Bestreben, den tierischen Wurstdarm durch hygienisch einwandfreie Kunststoffe zu ersetzen, sind jetzt von Erfolg gekrönt worden. Man hat in der Cellulose, für die noch ungeahnte Verwendungsmöglichkeiten offenstehen, das bestgeeignete Material für die Herstellung künstlicher Wurstdärme gefunden. Genauer gesagt ist es die aus Cellulose hergestellte Biskose, ein Vorstufenprodukt der Kunstseide, aus der wiederum das bekannte gläserne Cellophan hergestellt wird und das sich für den genannten Zweck vorzüglich eignet. Man kann also mit Zug und Recht behaupten, daß der neue Wurstdarm aus Seide besteht. Der Cellophandarm hat weder Geruch noch Geschmack, ist chemisch vollkommen neutral und daher absolut unschädlich, kann also ohne Gefahr für die Gesundheit auch mal mitgegessen werden. Er läßt sich jedoch mit Leichtigkeit vom Wurstfleisch lösen, weil er nicht daran haften bleibt. Er kann in heißem Wasser getoht werden, löst sich darin nicht auf. Der Cellophandarm kann nicht faulen, ist genau so räucherbar wie der tierische Darm, dabei stets sauber und seimfrei. Die Durchsichtigkeit des Materials gestattet jedem Käufer eine sofortige Prüfung der Ware.